



Feierabend



Ueberfall in Mexiko.

Von Alfons Goldschmidt.

„Was sagen Sie zu dem grauenhaften Eisenbahnüberfall bei Guadaluajara in Mexiko? Da haben Sie Ihr geliebtes Mexiko! Wagen Sie jetzt noch, den Indio zu verteidigen?“

Ich wage es.

Erst will ich erzählen und dann erklären.

Wir fuhren, meine Frau und ich, mit der Kleinbahn von Mexiko (Stadt) nach Jalapa, der Hauptstadt des Staates Vera Cruz. Es ist ein unbeschreiblicher Abstieg, ein Abwärtsspiralen um den Pic von Orizaba, auf dem nach der Indiofage der Leib des guten Gottes Anabalcoatl verloderte. Erst durch Kaktus- und Maisfelder, dann durch einen Thüringer Wald, dann durch den Halbripen- gürtel mit verschollenen Indiohöhlen, Menschen am Hang aus einer blumigen Vergangenheit, mit Unendlichkeitsbliden, Kaskaden aus Wollen, Teppichen und Schlingwäldern, Orangenboscetts und Platanenhainen bis zu der lieblichen Stadt, einem Stück Tirol in Mexiko, mitten in Zuckerfeldern, Apfelsinen- pflanzungen, Kaffeekulturen und Blütenorgien. Jalapa, mein Tabakparadies, wo halbgrüne Felszigarren dargeboten werden von einer erdrückigen Milde, umweht von dem blauesten Rauchschiefer!

Es war eine Nachtfahrt im schmalen Pullman. Gegen drei Uhr morgens ruckte der Zug, ruckte wieder, stieß noch einmal heftig und stand. Eine Sekunde darauf knattern. Erst zwei Schüsse, fünf Schüsse, dann Salven. Wir sprangen aus den Betten, alle warfen sich lang hin, rissen Decken und Matratzen über sich, die Messingspucknäpfe an die Ohren, Beamte stürzten durch die Türen, warfen Mägen und Uniformröde weg und legten sich neben uns, über uns. Es war eine verknäulte Menschendecke auf dem Boden des Wagens.

Inzwischen hatte das Gegenfeuer aus der Gondola, dem Schutzwagen, begonnen. Immer noch kamen Trupps der Guerillisten aus den Wäldern und Höhlen, von den Bergen herunter. Bewaffnete Bauerntrupps, Reste der gegenrevolutionären Armee, die in zwei großen Schlachten vom General Obregon geschlagen war. Campgenerale führten diese Trupps und ließen sie bei Nacht gegen Ortsschaften und Eisenbahnzüge vorstoßen. Wir wußten nicht, wie viele es waren, wir wußten nicht, ob die Kugeln von oben oder

von der Seite auf den Pullman prasselten, seine schweren Wände durchschlugen, unaufhörlich klatschten und bohrten.

Es war ein fast melodisches Klappern. „Hoch, Jungens, es lebe der General Arenas!“ riefen die Angreifer. „Nieder, ihr Vurschen!“ riefen die Soldaten in der Gondola. Mit diesen weichen Indiostimmen, die nicht brüllten, die halbgtuttural sind, und in denen keine Spur von Todesangst zittert. Es mochten Tausende von Schüssen auf den Pullman geseuert sein. Zwei Stunden dauerte das Geschieß. Dann kam Stille und ich hoffte schon, daß es vorbei wäre. Aber eine Minute darauf rief eine weiche Stimme von der Plattform her: „Deffnen, oder alle sterben!“ Ein Beamter öffnete. „Die Waffen her!“ und sofort fiel ein Schuß, dem Aufstöhnen folgte. Ein deutscher Ingenieur war getroffen. Er starb zwei Tage darauf im Hospital von Jalapa. Wir haben ihn auf dem kleinen Friedhof beerdigt, der über die Wunderebene nach den Bergen blickt.

„Wir sind unbewaffnet!“ rief ein Mexikaner. Und dann traten sie ein: Angst im Schritt und in den Augen, die Pistolen in der Hand. Welch armselige Gestalten! Verdreht, das grauweiße Indiofleid zerrissen, fast bittend. „Das Geld oder du stirbst!“ Sechs kamen so, die Pistolen auf mich gerichtet. Ein Siebenter, fast noch ein Kind, mit dem Indiomesser, der Machete. Vor ihm rettete mich meine Frau, die ihm einen Ring gab; ich hatte kein Geld mehr.

Einige Rückzugsschüsse; eine Viertelstunde horchten wir zersiebert in die Stille. Dann standen wir auf, suchten dem deutschen Fahrräder auf, halfen und traten in den Märchenmorgen auf der Höhe von San Salvador.

Ein Zerschlagfeld. Der größte Teil des Verteidigungstrupps erschossen oder verwundet. Eine Frau getroffen. Ihr Mann war während des Ueberfalles aus dem Zuge gesprungen und lag nun erschossen an den Händen. Zwei junge Deutsche, Auswanderer, die wieder nach der Heimat wollten, verwundet. Der eine, ein prächtiger Mensch aus Preussland, starb in Jalapa. Bis zum letzten Augenblick lachte er: „Porque? warum?“ Ein Mexikaner mit Lungenbeschuß wurde in den Pullman gebettet. Ein Priester kam vom Dorf San Salvador, hielt ihm das Kreuzifix vor

und gab ihm die letzte Oelung. Er wurde gerettet. Draußen boten braune Bauern Kaffee, Pulque und Schnaps. Nach sieben Stunden kam ein Hilfszug von Jalapa. Die Angreifer hatten, dreihundert Meter vor einer hohen Brücke, die Schienenachsen und die Laichen gelodert, so daß Lokomotive und Gepäckwagen unseres langsam fahrenden Zuges umstürzten.

Das war in einer Schlucht geschehen, in einer Barranca. Die Angreifer hatten von oben auf den Zug geschossen. Er stand nun da, umstößt, hilflos in der Morgenpracht von San Salvador. An den Hängen aber saßen Indiofrauen mit roten Blumen in den Händen, mit den großen, schwarzen, pupillenlosen Augen und dieser etwas lächelnden Passivität im Gesicht, die man erst nach jahrelangem Aufenthalt in Mexiko entziffern kann.

Porque, warum? hatte der junge Frieze gefragt, bis er starb. Porque? fragten wir in den entsetzlichen zwei Stunden. Diese armen Bauern, so sagten meine Frau und ich, während die Kugeln klatschten, die armen Bauern, die Grundkraft des Landes, sind nicht schuldig. Vom Tode wissen sie nichts. Sie fürchten ihn nicht für sich und auch nicht für andere. Der Tod ist nicht schrecklich in Mexiko. Aber ihr Glend fühlen sie und gehen mit denen, die ihnen eine hellere Welt versprechen.

Als die erste Eisenbahn in Mexiko gebaut wurde, rannten die Indios gegen diesen Strang, von dem sie die Zivilisation fürchteten. Die Eisenbahn traf den Bauer ins Herz, sie raubte ihm Ruhe und Ader. Es ist der alte Kampf der „Eingeborenen“ gegen die Europa-Maschine. Es ist der Zusammenstoß zweier Intensitäten. Die Maschine ist voll von Angriffsinintensität, der Bauer wehrt sich, auch wenn er angegriffen.

Zeit Jahraufenden gieri der Hunger der Noaiden, der Feudalen, der Merkantilisten und Kapitalisten nach Mexiko. Der Indio, ein glühender Mensch, wurde ausgeblutet und enteignet. Er ist eine Kreatur wie jed: andere. Er will leben, auch wenn er den Tod nicht fürchtet. Gegeneinander gestochen, zerrissen, zu unbegriffenen Zielen aufgestachelt, kämpfen sie um die Wiedereingung des Aders. Die Entsetzlichkeiten dieses Kampfes sind ihre eigenen Schmerzen. Wir schauern vor dem Fürchterlichen, aber wir müssen auch das verstehen. So lange der Indio enteignet ist,

wird er nicht zur Ruhe kommen. Mit Ethik ist da nichts zu machen. Laßt diese Menschen auf eigenem Leben, bleibt weg mit euren erschlichenen Verträgen, brutalen diplomatischen und militärischen Aktionen, mit der langsam sadistischen Auslaugung der braunen Arbeitskraft, mit Weiswedeln, vom Fanatismus geschwungen, mit all diesen mordenden Ueberheblichkeiten. Das werdet ihr aber nicht tun, und deshalb wird der Bauer in Mexiko immer wieder aufstehen, bis er den Kampf gewonnen hat oder vernichtet ist. Man hat ihm die Inquisition gebracht, diese schreckliche Verbrennungsschande, von der er gelernt hat. Man hat die Indios bezimert, weil man sie kaufen wollte. Man hat ihnen die „Kapitalanlagen“ aufgelastet, die sie tributärer ge-

macht haben, als sie selbst in der Feudalzeit gewesen sind. Kein Wunder, daß sie, verwirrt und sehnsüchtig, denen folgen, die ihnen Generale des sozialen Heils zu sein scheinen. Priester wurden in Mexiko zu Indiohelden, aber auch zu Indioeifeln. Hidalgo und die Brandjafel, die Haffjafel, das sind denn doch Unterschiede. Gehegte Proletarier werden zornig und kühl vor dem Tod. So geschieht die Revolution in Mexiko.

Die Ueberfälle auf Eisenbahnzüge sind Ueberfälle auf diesen Zug der Zeit. Will man den einfachen, gequälten, aderverwungernden braunen Mann beschuldigen, weil er ein Dach sucht? Schrecklich ist das Verbrechen der Reaktion an Mexiko. Sie wird keine Freude daran haben. Der Indio ist bereit zu sterben,

simpel und wie seine Todesgötter aus Stein, mit Türkisen und Blumen geschmückt. Er ist kein Leonidas, kein Stoiker, kein Tostoi, aber er ist eine unheroische Kreatur, eine große Kraft. Gräßlich oft ist seine Wirkung und dennoch ist seine Seele gut.

Kein Mexikohistoriker hat so die Schmerzen des Landes gefühlt und gemalt wie der Dichter Heinrich Heine. Keiner hat die Brutalität der Eroberer so klar erkannt und gestraft, wie er in seinem „Riglipupli“. Untergehend in Mexiko droht der Gott:

Mein geliebtes Mexiko,
Nimmermehr kann ich es retten,
Aber rächen will ich furchtbar
Mein geliebtes Mexiko.

Chinesisches Revolutionslied.

Sang der Arbeit.

Ihr pflanzt Reis.
Ich webe Tuch.
Der fertigt Dachziegel.
Hong-ho! Hong-ho! Hong-ho!
Hong-ho!

Acht Stunden Arbeit.
Acht Stunden Ruhe.
Acht Stunden Studium und Lernen.
Alle wollen leben,
Die in Mühe und Arbeit
Stehen.

Lernt lesen.
Lest Bücher.
Der Arbeitsmann ist nicht
Dumm geboren.
Lest und lernt,
Lernt und lest!

Acht Stunden Studium.
Acht Stunden Ruhe.
Acht Stunden Arbeit.
Alle wollen lernen, die
in Mühe und Arbeit
stehen.

In der Philosophen-Loge.

Von Felix Niemkasten.

Wenn du einen schönen Garten vor dem Hause hast und das Haus hat sechs Zimmer mit Bad und dein Einkommen beträgt so etwa 700 bis 1000 Mark im Monat, so kann ich dir im Voraus sagen, wie deine Lebensanschauung beschaffen sein muß: Du wirst die Sauberkeit, die Ruhe und Schönheit hochschätzen, du wirst davon reden, daß der maßvolle Genuß der Freuden dieses Lebens etwas Schönes und Erlaubtes sei und wirst den ganzen Inbegriff von Haus und Garten, Teppich, Bildern und Klavier, einschließlich des Besitzes von Dienstmädchen, Kultur nennen und wirst meinen, daß die Kultur niemals untergehen dürfte.

Denn es wäre doch schade, wenn niemand mehr Bücher lese und Bilder kaufe und die Theater und Konzerte bevölkerte.

Und da es dir auch verd... schmerzlich wäre, wenn Diebe deine Wohnung ansträumen oder Mörder auf dich und deine Priestertöchter laurerten, so wirst du die Ehlichkeit als eine Tugend hochpreisen. Und da es dir ferner wohlgefällig ist, daß dein Dienstmädchen stets bescheiden sei und daß du überall für dein Geld recht viel Ware erhältst, so wirst du ferner eine starke Reigung für Bescheidenheit und Fleiß (bei anderen) an den Tag legen.

Und ferner: Da du dir gerne das Leben in deinem hübschen Hause so recht herzlich möchtest wohlsein lassen, so wirst du sagen, daß du nur

deiner Tüchtigkeit und Geschicklichkeit solchen Besitz zu danken habest; und ferner wirst du sagen, daß eben die Untüchtigen kein Recht hätten, Ansprüche zu machen. So hast du zweierlei gewonnen: die Ruhe des Genießens und eine wohlthuende Rechtfertigung des Genusses selbst.

Soldatensagen wählst du stets national!

Ruh aber, wenn du kein solches Haus hast, sondern haust mit vielen anderen armen Teufeln eng und gepreßt in Mietkasernen und wenn dein Einkommen zum Auskommen nicht langt und wenn du deinen Kindern keine bessere Ausrüstung für das Leben mitgeben kannst als solche, wie du sie damals selbst nur von deinen Eltern empfangen hast, und wenn du also siehst, daß aus Nichts wiederum nur Nichts werden kann, obwohl in dir tausend Verlangen leben und namentlich der Wunsch, nicht nur Arbeiter, sondern auch Mensch zu sein, so wirst du eine andere Lebensanschauung haben müssen, als der Mann mit dem Garten vor dem Hause. Du wirst bald herausfinden, daß Gott dir nicht hilft und daß die Tage hingehen und daß du alle Tage älter, müder und fastloser geworden bist. Du wirst auch finden, daß die Arbeit dir höchstens hilft, den Leib zu erhalten, daß sie aber die Freude und den Genuß nicht mehr zu dir heranzubringen kann. Du wirst auch finden, daß die klugen Bücher und schönen Bilder der Gartenhausmenschen nicht die passenden Dinge für dich und deine Bedürfnisse sind. Du wirst also zwischen dir und jenem einen Unterschied schmecken. Und du wirst je nach den Umständen, entweder der Knechtischen, dummen Unterwerfung oder dem tröstenden Schnaps verfallen und du wirst dich im Innern noch darauf einrichten, also da unten zu bleiben, wo du nun eben bist.

Tust du das, so freut sich der Gartenhausmann sehr über dich, denn du rechtfertigst ja seinen Stolz und beweist ihm wunderbar, um wieviel mehr er ist als du und wie sehr zu Recht ihm demnach das schöne Haus und der hohe Stolz, dir aber das Elend und die Demut zukommen.

Andererseits aber, wenn der Dreck der Umstände dir noch nicht ganz das eigene Denken genommen und wenn du dich zu denen schlägst, die selbst im Sumpfe des Elends noch einen festen Boden zu schaffen suchen und die sich in erster Linie darauf berufen, Menschen zu sein und die nun versuchen, die Welt so umzugestalten, daß für alle Menschen das Leben menschlich zu führen sei. Schon allein durch dieses Denken und Versuchen schaffen sie sich eine Lebensanschauung, die ihnen angemessen ist, sie lieben andere Bücher und Bilder und haben ihr eigene Fahne. Alles, alles in ihnen will jetzt seinen eigenen Ausdruck finden.

Auf diese Menschen ist nun aber der Gartenhausmann sehr schlecht zu sprechen. Wer mag

ihm das wohl auch verübeln, Er fühlt, daß seine Vorzugsgenüsse bedroht werden, und er weiß ja auch im Stillen ganz genau, daß er sein schönes Haus nicht durch seine Tüchtigkeit allein innehat, sondern daß ihm vor allem das Leben die ungeheure Glückchance zugefallen hat (bei der Geburt schon), einen vermögenden Vater, eine gute Schule und einen wirtschaftlichen Rückhalt zu finden. Und wenn solche guten Dinge einmal nicht mehr den wenigen vorbehalten bleiben, sondern wenn wirklich überall nur die bloße persönliche Tüchtigkeit entscheidet, dann mag es leicht geschehen, daß sein gut gepflegtes Söhnlein nicht mehr in der Rennbahn des Lebens tausend Meter Vorfahrt erhält, sondern es da antreten muß, wo alle antreten. Und davor graut es ihm.

Nun kannst du dir denken, wie sehr er dich und deine Lebensanschauung verabscheut und wie sehr er auf die einwirkt, um dich abzulenken von der gefährlichen Bahn. Dieser Gartenhausmann und Weintrinker, dieser Sommerreisende und Modefreund überschüttet dich nun mit Vorwürfen, daß du genussüchtig seiest und kulturfeindlich und unsterblich. Und wievohl er sein Geld in allen Ländern der Welt anlegt, so schilt er dennoch dich international. Und wievohl er mit Kräften dafür sorgt, daß dein Kind eine schlechte Schule besucht und allzufrüh im niederen Dienst arbeiten muß, so entsetzt er sich doch über dich und sagt, durch dich würde aller Bildung der Tod bereitet.

Für mich aber, der in der Tragikomödie dieses Lebens in der Philosophenloge abseits sitzt, ist es ein Vergnügen, das mir zuweilen die brennenden Tränen ins Auge treibt, zu sehen, wie dumm du Arbeitsmensch bei den schönsten Gelegenheiten auf die Phrasen des Gartenhausmannes hereinfallst und wirklich so dumm bist, wie er dich eingeschätzt hat. Zumerhin habe ich aber oft genug auch Gelegenheit, dir stürmisch zu applaudieren, Volk, wenn du ihn auspeiffst, deinen ängstlichen, frechen Vändiger, der dich nur darum zähmen, abrichten und loden kann, weil du nicht weisst, was du könntest, wenn du nur erst einmal wollen könntest.

Er aber weiß es und hat darum eine rasende Angst vor dir, so oft er dir im Käfig die Peitsche um die Ohren haut. Wehe, wenn du...

Ihr kleinen Leute.

Ihr werdet immer kleiner, ihr kleinen Leute! Ihr bröckelt ab, ihr Beschlagen! Ihr geht mir noch zugrunde — an euren vielen kleinen Tugenden, an euren vielen kleinen Unierlassen, an eurer vielen kleinen Ergebung!

Zu viel säonend, zu viel nachgebend, so ist euer Erdreich! Aber daß ein Baum groß werde, dazu will er um harte Feigen harte Wurzeln schlagen!

Alles, was ihr unterläßt, webt am Gewebe aller Menschen-Zukunft; auch euer Nichts ist ein Spinne und eine Spinne, die von der Zukunft Blute lebt.

Und wenn ihr nehmt, so ist es wie Stehlen, ihr kleinen Tugendhaften, aber noch unter

Schelmen spricht die Ehre: „Man soll nur stehlen, wo man nicht rauben kann!“

„Es gibt sich“ — das ist auch eine Lehre der Ergebung. Aber ich sage euch, ihr Behaglichen: „Es nimmt sich“ und wird immer mehr noch von euch nehmen. Nietzsche.

Kaninchen und Kaze.

Von Theodor Lessing.

Professor Theodor Lessing, der im vorigen Jahre von dem antisemitischen Pöbel der Technischen Hochschule in Hannover schwer angegriffen und um seinen Lehrstuhl gebracht wurde, hat sich neben seinen philosophischen Arbeiten mit großer Liebe und tiefem Verständnis mit der Seele der Tiere beschäftigt. Diese kleine Arbeit ist seinem in meisterhafter Sprache geschriebenen Buche „Meine Tiere“ (Verlag Cestherbel, Berlin) entnommen.

„Von sich absehen lernen ist nötig, um viel zu sehen.“

Ich habe ein Kaninchen und eine Kaze. Beide sind entzückend anmutige Blondinen. Stundenlang spielen sie zusammen, so daß ich die Eigenart ihrer Gestalten und ihrer Bewegungen oft vergleichen kann.

Das Kaninchen ist sechs Monate alt, ganz weiß, mit einem gelbgoldenen Flecken auf der Brust und mit großen, roten Zieselaugen; es haust in einer Holzbox auf dem Küchenbalkon. Das Käthchen, drei Monate alt, goldgelb, mit weißen Flecken auf Brust und Rücken, wohnt in dem großen Lehnstuhl meines Zimmers, aber ist selten zu Hause, sondern stellt sich nur ein, wenn es Wünsche hat. Man findet es aber meistens auf dem Balkon, wo es neben dem Kaninchen in der Sonne liegt oder das viel größere Kaninchen hegt und ärgert. Das Kaninchen, Nini genannt, ist ein zierlich anmutiges Geschöpf; aber es fehlt ihm sozusagen an Gerüst. Immer sackt es wieder zusammen und hockt dann mit seinen niemals geschlossenen Augen und seinem immer gekrümmten Buckel als ein armes Häufchen Lebensangst. Ich sehe an seinen Spielen mit der Kaze, wie sehr es ein Angstwesen ist, immer nur darauf bedacht, sich zu schützen und eine vermeintliche oder wirkliche Gefahr von sich abzuwenden. Das Käthchen dagegen, Rath genannt, wie die ägyptische Göttin mit dem Katzenkopfe, ist waghalsig, angrißlustig und unfernehmend, ja, alles an dem Tiere ist Spiel, Uebermut und Raufsch; es wartet immer auf Abenteuer und beschäftigt sich damit, das arme Kaninchen, wie man in Bayern sagt, zu trafen und an ihm herumzuzucken.

Die beiden Kinder wachsen auf meinem Küchenbalkon zusammen auf; als die Pole der Schöpfung. Aber eines haben sie doch gemein, im Gegensatz zum Hunde: Sie legen hohen Wert auf sich selber; sie sind auf Schönheit, Hübschheit und Zauberkraft bedachte Tiere; ja, sie benehmen sich wie zwei rechte Weibchen: gefallsüchtig und selbst. Immerfort putzen und ledern sie einander, sind beide peinlich sauber und mädchenhaft züchtig. Das gilt besonders von dem Kaninchen. Niemand schmutzt es, sondern geht in ein vorbestimmtes Gächchen. Beim Käthchen ist es schon einige Male vorgekommen, daß es schmutzte; aber es zeigte dann doch auch ein natürliches Schamgefühl, kratzte, scharrte und war unglücklich. Mein Verhältnis zu den beiden Tieren ist ganz verschieden. Ich behandle unwillkürlich die Kaze Rath mit Achtung, aber das Kaninchen Nini mit Nührung. Mit Rath lebe ich kameradschaftlich; für Nini bin ich der liebe Gott. —

Ich will zuerst von Nini erzählen. Dieses

ganze Geschöpf ist ausgeprägte Wehmut und Demut. Kaninchen sind die allergeringsten, von der ganzen höheren Tierwelt zur Beute begehrten Geschöpfe. Die ganze Natur will sie fressen. Fuchs, Iltis, Worder, Sperber, Falke, Krähe, Bussard, an Kaninchen wagen sich alle. Daher ist das Kaninchenleben nichts als Angst. Die langen Ohren, die beständig auf Gefahr lauern; die immer wachen, angstvoll offenen Augen (niemals schläft das Tier, obwohl es immer nur döst), die hupfenden, schnellenden, hupfenden Pfoten, die kurzen, zackigen, zuckenden Bewegungen — alle Formen seines Leibes zeigen: dies Tier hat keine Waffe als die Flucht, und nur durch ungeheure Fruchtbarkeit und schnelle Vermehrung gelangt es dieser Gattung, sich im Leben zu erhalten. Nur selten wehrt sich Nini gegen Rath. Rath treibt mit seiner Geduld Schindluder; aber sie muß schon das arme Tier in äußerste Angst versetzen, ehe es sich wehrt und beißt. Ich habe mit endloser Geduld das Kaninchen dahin gebracht, daß es auf meinen Pfiff hört und heranhoppelt, um sein Lieblingsfutter aus der Hand zu knappen. Sein Lieblingsfutter ist Löwenzahn und Eisenlaub. Dann klettert es an meinen Knien hoch und springt zuletzt todesmutig mir auf den Schoß, um still zu liegen und zu mümmeln. Dennoch bleibt es immer voll unüberwindlicher Angst. Es hoppelt mir behutsam nach bis über die Schwelle der Balkontür; aber noch niemals wagte es sich in das Zimmer hinein. Nur abends, in der Dämmerung, kommt es mit mißtrauischer Vorsicht behutsam ein wenig näher. Denn eigentlich wohl fühlt sich dieses Nischenpüttel der Natur erst in der Dunkelheit. Dann ängstigt nicht mehr das blendende Licht. Dann hört man keine gefährlichen Geräusche, das Gezirre der Vögel und die knarrenden Räder von der Landstraße. Dann wird dieses Volk bescheiden lustig; aber mehr „aufgetraut“ als froh. Man macht Männchen; man schlägt sogar übermütig Stobol. Aber die Jahrtausende alte Furcht ist auch im sorglosen Glücke aus den verflachten, sanften Geschöpfen nicht mehr herauszubringen. Solch ein stilles, armes Albino mit roten Glocken vegetiert dahin ein Angsleben von sechs, acht, ja zehn Jahren, ohne einen Ton von sich zu geben; nur wenn es sich sehr wehe tut, schreit es auf wie ein kleines Kind, quiekend und ängstlich.

Nun aber wie anders die Kaze Rath! Sie kümmert sich um keinen Menschen. Aber jedes Glied an ihr ist Ausdruck und Sprache. Hat man wohl beobachtet, wie eine Kaze nen ins Haus kommt und Besitz ergreift? Sie gaunert und abenteuer von Zimmer zu Zimmer und macht sich die Welt untertänig. Alles wird ihr Jagdrevier und Herrschaftsbereich. Sie kennt bald sämtliche Quasten, Gardinen, Polster. Sie weiß bald die angenehmsten Schlupfwinkel und Verstecke. Sie weiß geheime Zugänge zu den Speisekammern. Sie kennt die Mythen der Fäden unterm Dache. Mit allem spielt sie; mit allem, was beweglich ist, führt sie Krieg, an allem nimmt sie Anteil und erobert; eine große, reiche Werkwelt. Ich möchte nicht sagen, daß Nini dumm ist. Aber sie ist nur dulden und ohne aktive Neugier, voll auf mit Abwehr beschäftigt und zufrieden, wenn man sie in Ruhe läßt und

viel Futter daliegt. Darum verschafft man dem Tier nie einen größeren Gesichtskreis; es ist wie die Pflanze, ganz Traum und Seele, und über diesem kleinen, dumpfen Tierleben liegt die ergreifende, ausdruckschwere Stummheit der außergeistigen Natur. Aber die Kaze ist ganz Geist, ganz Dämon, ganz Wahrheit und Wig. Und dennoch scheint mir das dumpfe Kaninchen der hellen klugen Kaze an instinktiver Bitterung weit überlegen zu sein. Es ist mir auffallend, wie sehr sich die Kaze auf ihr Auge verläßt, aber wie wenig sie sich auf die sogenannten niederen Sinne, insbesondere auf den Geruch, verlassen kann. Ich habe mit dem Kaninchen, experimentiert, indem ich frisches Futter bis zu zehn Metern entfernt im Garten auf den Tisch legte. Es hat sofort Bitterung. Hat es Hunger, so hoppelt es, sobald es sich unbeobachtet wähnt, leise hervor und beginnt am Tische emporzustreben, zuletzt nimmt es einen Anlauf und springt hinaus. Die Kaze dagegen beimmt sich stumpfsinnig und beachtet nur die sichtbare Welt. Sie reagiert nur auf nahe, ganz starke Gerüche. Ich kann sie verjücht machen, indem ich ihr ein parfümiertes Tuch gebe; besonders liebt sie den Duft der Kranjeminze.

Beide Tiere haben ein sehr feines Gehör; aber gerade auf diesem Sinnesgebiete kann ich die große Verschiedenheit herausfühlen, die Verschiedenheit elementarischen und geistigen Erlebens. Das Kaninchen erfährt alle Geräusche nur in Beziehung auf sein eigenes Heil und Unheil; ich möchte sagen: Es ist wohl Gefühl, aber es „empfindet“ nichts. Wenn es Musik hört, so lauht es ganz entsetzt und weiß nicht, ob Beethoven gefährlich oder ungefährlich ist. Aber von Rath weiß ich ganz sicher, daß sie Ohrenseele hat und ganz objektiv und mit Behagen zuhört. Und da nun Objektivität, Sachlichkeit immer Befreiung ist von Angst, so kann man sagen, daß die Kaze wie ein Künstler, wie ein Genie objektiv das Schöne aufsaßt und von sich abstellt; darum kommt auch ihre Stimme der Musik so nahe, viel näher als die polsternde, reichhaberiße, immer moralische, aber niemals ästhetische Sprache des Hundes. Ueberhaupt ist ihre Sprache merkwürdig jahgemäß; sie beherrscht drei Sprachen, das Miauen und Miauzen ist die Sprache ihrer Wünsche und Leiden; das Schnurren ist die Sprache ihres Wohlbehagens, und nur wenn die Tageswelt verunkelt ist, nachts von den Dächern, hört man die Sprache ihrer wilden Elementarseele. Sehr mit Unrecht behauptet man von der Kaze, daß sie im Gegensatz zum Hunde untern und jaui sei. Sie ist nur sachlich, eigenbezüglich und ohne Sentimentalität. Ihre scheinbare Falschheit beruht offenbar auf einer übergroßen Schnelligkeit immer neuer, wechselnder Eindrücke und Bilder. Rath ist im Gegensatz zu der widerstandslosen, knochenlosen Nini das neugierigste und eigenwilligste Geschöpf. Selbst wenn sie blinzeln und schläfrig daliegt, nimmt doch ihr kleines Schließauge beständig wahr; und in jedem Augenblick etwas anderes. Alles ist ihr wichtig. Alles will sie wissen, aber sie selber spielt, vagiert, abenteuer und gaunert beständig hierhin und dorthin. — Fasse ich meine Beobachtung zusammen, so kann ich sagen, meine beiden Tiere versinnlichen meinen Mut und meine Demut. Die Kaze achte ich als meinen Geist, das Kaninchen ...

Was mancher nicht weiß.

In den nördlichen Distrikten Kanadas haben deutsche Farmer damit begonnen, Kamel einzuführen, um festzustellen, ob sich das Kamel für Ackerbauarbeit nicht besser eignet als das Pferd. Es sollen zunächst 50 bis 100 Kamel eingeführt werden. Die deutschen Farmer machen

geltend, daß Kamele länger leben, schneller und zäher arbeiten können als Pferde, daß sie außerdem aber mit weniger Nahrung auskommen als ein Pferd. Die Kamele sollen in Rußland gekauft werden.

Auf der Schueclappe, dem höchsten Berg des Riesens- und deutschen Mittelgebirges, weht höchst selten der Wind von Osten.

Brasilien, das Ziel vieler Auswanderer, hat den gleichen Flächenumfang wie Europa.

610 Morde in Preußen! Der preussische Minister des Innern hat im Landtag eine Uebersicht über die Schwerverbrechen gegeben, die in der Zeit vom 1. Mai 1925 bis 31. Dezember 1926 in Preußen verübt und aufgefährt worden sind. In ganz Preußen wurden in dieser Zeit 610 Morde, 438 Totschläge und 2819 Raubüberfälle verübt. Aufgefährt wurden 522 Morde (86 Prozent), 415 Totschläge (95 Prozent) und 1433 Raubüberfälle (51 Prozent). In Berlin wurden allein 106 Morde, darunter 60 Mordverjübe, verübt, von denen 103 (also 97 Prozent) aufgefährt wurden. Die Zahl der Totschläge betrug 49, von denen 47 (94 Prozent) ihre Aufklärung fanden. Von den verübten 514 Raubüberfällen wurden nur 194 (38 Prozent) reißlos aufgefährt.

— Allerlei. —

Ein 20.000 Jahre altes Gehirn. Ein einzigartiger Fossilienfund ist dem Naturforscher Dr. Grigorowitsch bei Odinzowo, in der Nähe von Moskau, gelungen. Wie in der „Umschau“ mitgeteilt wird, entdeckte er eine Versteinerung, die das fossile Gehirn eines Dinosauriers zu sein scheint. Der Fund wurde von einer wissenschaftlichen Kommission des Biologischen Forschungsinstituts zu Moskau untersucht, die in der Versteinerung durch chemische Analyse einen bedeutenden Prozentsatz an Phosphor feststellte. Dadurch erhält die Annahme des Gelehrten eine hohe Wahrscheinlichkeit, denn der starke Phosphorgehalt ist ein besonderes Merkmal des Gehirngewebes. Die mikroskopisch untersuchte Struktur der einzelnen Teile sprach ebenfalls für die Annahme, und das Gebilde erinnert in Form und Aussehen durchaus an die Windungen des Gehirns. Deutsche Forscher, die sich ebenfalls mit dem sensationellen Fund beschäftigt, teilen die Ansicht Grigorowitschs, daß es sich hier um ein versteinertes Gehirn aus der Eiszeit handelt, und zwar lassen die geologischen Untersuchungen an der Fundstelle darauf schließen, daß es der zweiten Zwischenzeit angehört, also etwa 20.000 Jahre alt ist. Gegenwärtig wird der Fund im Pariser Institut für vergleichende Anatomie noch weiter erforscht.

Das Alter der Mumie. Im neuesten Heft von „Kunst und Künstler“ wird folgendes Geschichtchen erzählt: Der Besucher fragt im ägyptischen Museum den Aufseher: „Wie alt ist diese Mumie?“ „5007 Jahre“, erwidert der Aufseher. — „Wie kann man denn das aber so genau wissen?“ forscht nun der andere und erhält die Antwort: „Ja, ich bin sieben Jahre hier, und als ich herkam, war sie schon 5000 Jahre alt.“

Ein Wohlthäter der Menschheit. Jüngst ließ ein deutscher Buchhändler in verschiedenen Tageszeitungen Anzeigen erscheinen, die folgenden Wortlaut hatten: „Was muß ein junges Mädchen vor der Ehe wissen? Ausführliches Werk gegen Nachnahme von Mark 2.40.“ Der Mann erhielt über 25.000 Bestellungen. Er wurde von einigen Buchhändlern verkauft, konnte aber stolz erklären, daß er alle seine Bestellerinnen zu deren offenbaren Zufriedenheit bedient habe, hätte sich doch von den 25.000 Damen keine beschwert. Was die Bestellerinnen unter Nachnahme von jenem

geschäftsstüchtigen Buchhändler geschickt belamen, war ein — Kochbuch.

Der Wollenträger als Krebskrankenhaus. Die Gesellschaft für Krebsforschung in New York hat soeben einen Wollenträger mit siebenundzwanzig Stockwerken, der unter dem Namen „Hudson Towers“ bekannt ist, zu dem Zweck erworben, um darin ein großzügiges Institut für Krebsforschung und Krebsbehandlung einzurichten. Es sind Krankenzäle mit 400 Betten vorgesehen, außerdem eine Klinik, in der 500 Patienten täglich behandelt werden können, und eine Zentralküche für die Ausbildung von Ärzten und Krankenpflegepersonal. Die „Hudson Towers“ waren ursprünglich schon als ein Krankenhaus gedacht, doch blieb das Gebäude aus Mangel an Mitteln jahrelang in unfermigem Zustand, bis es jetzt die New Yorker Gesellschaft für Krebsforschung für den Preis von 2,5 Millionen Dollar angekauft hat. Die Verleihanstalt soll in den Dienst der 25.000 Krebskranken gestellt werden, die zurzeit nach zuverlässiger Schätzung in New York vorhanden sind.

— Gedanken-Splitter. —

Die Zeit soll lehren, ob der ein besserer Christ ist, der die Grundsätze der christlichen Lehre im Gedächtnisse und, ohne sie zu verstehen, im Munde hat, in die Kirche geht und alle Gebräuche mitmacht, weil sie gewöhnlich sind; oder der, der einmal klüglig gezwifelt hat und durch den Weg der Untersuchung zur Ueberzeugung gelangt ist, oder sich wenigstens noch dazu zu gelangen befreit. Die christliche Religion ist kein Werk, das man von seinen Eltern auf Treue und Glauben annehmen soll. Die meisten erben sie zwar von ihnen ebenso wie ihr Vermögen, aber sie zeugen durch ihre Aufzucht auch, was für rechtschaffene Christen sie sind. Solange ich sehe, daß man eins der vornehmsten Gebote des Christentums, seinen Feind zu lieben, nicht besser beobachtet, so lange zweifle ich, ob diejenigen Christen sind, die sich dafür ausgeben. Lessing.

— Weiteres. —

Vom lustigen Onkel Sam.

Vorsichtig. „Zoll ich nach ihrem Gepäd schiden?“ fragt die Hausfrau die neue Köchin. „Danke schön“, erwidert diese, „ich lasse es immer die erste Woche auf dem Bahnhof.“

Kleine Schwächen. „Mary“, sagt die Pensionsinhaberin zu dem Mädchen, „passen Sie mir recht gut auf die Messer auf; ich habe das Vorderzimmer an einen Schwertschluder vermietet.“

Immer bei der Sache. Der Führer hat der Gesellschaft die schönsten Werke der Gemäldegalerie gezeigt und sagt schließlich: „Wenn einer von den Damen oder Herren noch eine Frage hat, so bin ich gern bereit, Auskunft zu geben.“ — „Ach“, sagt eine ältere Frau, „können Sie mir nicht jagen, womit der Fußboden hier so großartig poliert ist?“

Zum Abgetöbnen. „Ich bringe heute Fertigung zum Abendbrot mit.“ „Um Himmelswillen, wir haben nichts Eßbares im Hause, die Köchin ist schlechter Laune, Baby bekommt Zähne und meine Mutter wird hier sein!“ „Deshalb bringe ich ihn ja gerade mit. Der junge Idiot will nämlich heiraten.“

Seine Bitte. „Wenn Sie die Temperatur Ihrer Frau messen, dann müssen Sie das Thermometer unter ihre Zunge legen und Ihren Mund 3 Minuten geschlossen halten.“ „Ach, könn-

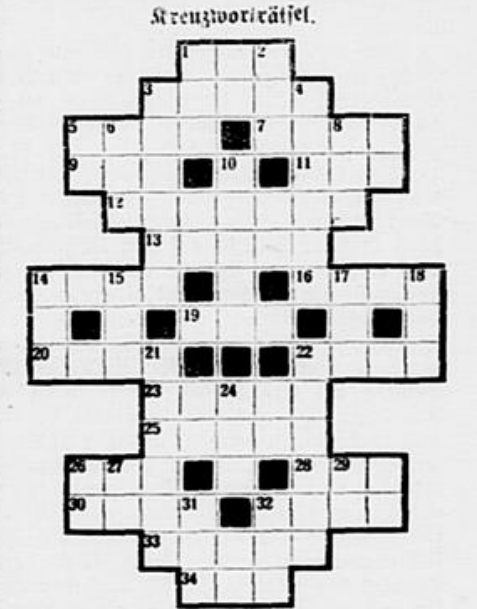
ten Sie mir nicht ein Thermometer geben, bei dem's etwas länger dauert?“

Schmerzengeld. „Zwanzig Mark kostet das Zahnausziehen? Jeder andere Arzt macht es für drei Mark.“ „Sie haben aber dabei so furchtbar gebrüllt, daß mir das ganze Wartezimmer davongelaufen ist.“

Kleiner Irrtum. Der junge Ehemann überrascht sein Frauchen, wie sie emsig an einem kleinen, zierlichen Ködchen näht, „Liebling“, flüstert er voll verhaltener Freude an ihrem Ohre, „warum hast du mir noch gar nichts verraten?“ — „Aber, Mäme!“ erwidert sie, „das ist doch mein Ballkleid!“

Kompliment. „Fräulein Elli, Sie haben sich, seit ich Sie das lebstmal sah, kolossal verändert.“ — „Zum Besseren oder zum Schlechteren?“ — „Aber Fräulein, Sie können sich doch nur zum Besseren verändern.“

— Rätsel-Gcke. —



W a g r e c h t: 1. Antilopenart; 3. Musikinstrument; 5. kaiserlicher Befehl; 7. Oper von Verdi; 9. englische Insel; 11. Segelstange; 12. europäisches Königreich; 13. Metall; 14. heiliges Gefäß; 16. Stadt und Fluß in Böhmen; 19. Nebenfluß der Donau; 20. ungarische Stadt; 22. Schlachtfeld in Böhmen; 23. nordischer Dichter; 25. Getränk; 26. Raubfisch; 28. Gott der Herden; 30. römische Göttin; 32. heiliger Stier; 33. Nebenfluß der Rhone; 34. Stadt in Hessen-Rassau. — S e n k r e c h t: 1. Brennstoff; 2. deutsches Filmunternehmen; 8. Turngerät; 4. Friedensgöttin; 6. Uferstraße; 8. hebräischer Stamm; 10. Ostsee-Insel; 14. Waffe; 15. türkischer Titel; 17. Bezirk; 18. alkoholisches Getränk; 21. Sechsfuchsland der Romantiker; 22. Diener eines Ritters; 24. Sportgerät; 27. Wehlaut; 29. Faultier; 31. nordischer Gott; 32. Körperteil.

Auflösungen der Rätsel aus der vorigen Nummer:

Silberrätsel: 1. Anden; 2. Lincoln; 3. Leopold; 4. Ellipse; 5. Sommer; 6. Falstaff; 7. Reiber; 8. Gma; 9. Utopie; 10. Eisenach; 11. Tarantel; 12. Susani; 13. Javan; 14. Chivurg; 15. Uuss; 16. Kurmi; 17. Derwisch; 18. Garfe; 19. Oetler; 20. Fehmaru; 21. Feme; 22. Fergau; 23. Wallace; 24. Etat. — „Alles freut sich und hofft, wenn der Frühling sich erneuert.“